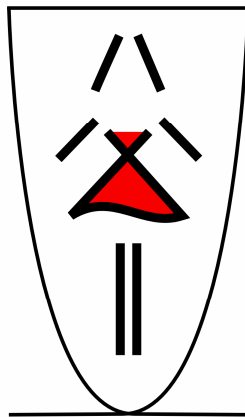


Gabis Geheimnis



2. Auflage

Band 2 der Reihe mit dem roten Punkt

Die Deutsche Nationalbibliothek führt dieses Buch in der Deutschen Nationalbibliographie.

Näheres im Internet unter dnb.d-nb.de.

EDITOR

EROTIK

© 2011 Madeleine Abides

Editor-Verlag, München

Madeleine Abides

GABIS
GEHEIMNIS

Erotischer Roman

Gabi Schenke war ohne Zweifel eine hübsche Person. Sie stand kurz vor ihrem siebenundzwanzigsten Geburtstag und war noch ungebunden. Das war ihr nicht recht. Und es war nicht ganz die Wahrheit.

Sie war Buchhändlerin, eigentlich gelernte Bibliothekarin, und wie die Dinge lagen, konnte man sie bei flüchtiger Betrachtung leicht für eine eher unscheinbare Vertreterin ihres Berufsstandes halten. Was aber nur beweist, dass es nicht klug war, Gabi Schenkes Äußeres nur flüchtig zu betrachten.

Auf den ersten Blick wirkte sie zwar keineswegs unansehnlich, allenfalls ein bisschen gehemmt. Vor allem jedoch unauffällig, nichtssagend, nicht umwerfend attraktiv. Und auch das war nicht die ganze Wahrheit.

Denn Gabi Schenke hatte ein Geheimnis.

An jenem Tag vor langer Zeit, an dem sie vor dem alten Spiegel auf dem elterlichen Hof das Knospen ihrer Brüste bemerkt hatte, war sie in Panik geraten. Es war also so weit. Der Tag war gekommen!

Oh, wie oft hatte ihre sittenstrenge Mutter sie zuvor gemahnt, keusch zu bleiben! Eine ehrbare Frau müsse sich ihre Reinheit bewahren. Unter keinen Umständen dürfe sie sich Männern anbieten, ihnen zu Willen sein, sich zum Gegenstand ihres Lasters machen! Die Panik, die damals in der halb-wüchsigen Jungfer aufgestiegen war, hatte sie danach nie mehr losgelassen. Sie mochte abgeflaut sein zwischendurch, doch sie war immer noch da.

Männern zu gefallen war eine stete Bedrohung für die unaufhaltsam erblühende Gabi Schenke.

So hatte sie sich von jenem schicksalhaften Tag an unablässig bemüht, ihre sich entwickelnden weiblichen Reize mit allen Mitteln zu verbergen. Um jeden Preis.

Das war von Beginn an nicht leicht gewesen. Mit der Zeit aber hatte sie wahre Meisterschaft darin entwickeln müssen, weil es immer mehr zu verbergen gab. Aus dem kindlichen Blondschoopf wurde die wallende strohblonde Haarpracht der jungen Frau. Die knospenden Brüste füllten sich zur fraulichen Büste. Über der mehr und mehr feminin ausladenden Hüfte wirkte ihre aparte Taille noch fragiler als vorher, und einmal im Monat bekamen ihre hauchzart gekräuselten Lippen diesen verräterischen Glanz, der sie in ihrem edlen Rosé wie feinstes Perlmutter schimmern ließ.

Freilich – was andere Mädchen ihres Alters vor Freude in helle Aufregung versetzt hätte, machte Gabi Angst. Angst vor ewiger Verdammnis.

Tag für Tag jedoch musste sie vor dem Spiegel feststellen, dass die Natur nicht davon abließ, sie immer weiter, ja, sie überreich mit allem auszustatten, was eine gut gewachsene junge Frau ausmachte. So hatte sie – ohne es zu wollen – schon bald die Gestalt der verführerischen Beute angenommen, die nur auf die Gelegenheit wartet, sich selbst als Köder für die hung-

rige Meute der reißenden Wölfe auszulegen, um am Ende selbst den schönsten und stärksten und potentesten Wolf zur Strecke zu bringen.

Doch das durfte nicht sein.

Schon gar nicht, solange sie nicht sicher sein konnte, dass es dem schönen, starken, potenten Wolf nur darauf ankam, so bald wie möglich mit ihr die richtige Anzahl schöner, starker, sittenstrenger Wölfchen zu zeugen.

Denn jeder andere Anlass, ihrer brennenden Leidenschaft freien Lauf zu lassen, war unzüchtig. So hatte man sie gelehrt.

Sie durfte sich dem Laster nicht hingeben. Niemals!

Nicht einmal, wenn sie allein war.

Zu dumm, dass kaum noch eine Nacht verging, in der nicht all ihr Fühlen und all ihre Gedanken just um dieses eine Laster kreisten!

*

Und deshalb wurden ihre Arme von Handschellen hinter ihrem Körper gehalten, als sie sich jetzt in ihrem kuscheligen Bett umdrehte und verschlafen einen Blick auf den Wecker zu werfen wagte. Was ohne ihre filigrane Brille zumeist in ein nervenaufreibendes Ratespiel mündete.

Wie oft hatte sie sich eigentlich schon vorgenommen, den alten Wecker mit seinen schmalen Zeigern durch ein zeitgemäßes Exemplar mit leicht ablesbarer Digitalanzeige zu ersetzen? Doch so oft sie die Anschaffung auch erwogen hatte, sie war jedes Mal daran gescheitert, dass sie Digitaluhren so schrecklich nüchtern fand. Ihr liebgewonnenes altes Stück dagegen war so viel sinnlicher, mit seinem freundlich schimmernden Kupfergehäuse und dem nimmermüden ‚tick-tack, tick-tack‘, das sie so angenehm an das beruhigend gleichmäßige Schlagen eines Herzens erinnerte.

Auch jetzt.

Noch während sie mit zusammengekniffenen Augen rätselte, wie spät es denn nun sein mochte, fiel ihr ein, dass die Uhrzeit ohnehin gar nicht wichtig war. Viel wichtiger war der Tag.

Denn es war Sonntag. Und kein gewöhnlicher. Es war der Tag, an dem sie ins Kloster gehen wollte.

*

Mit gefesselten Händen zu schlafen war unbequem. Sehr sogar. Es hatte vieler Experimente bedurft, bis sie Varianten gefunden hatte, mit denen sie es überhaupt die ganze Nacht hindurch aushalten konnte. Doch es musste sein. Und ihre Nächte in Fesseln zu verbringen, war immer noch besser, als auf ewig in der Hölle schmoren zu müssen, weil sie es nicht getan hatte.

Denn es war immer schlimmer geworden. Viel schlimmer.

Noch drei oder vier Jahre zuvor hatte sie sich leidlich im Griff gehabt. In sittlicher Hinsicht hatte sie – obgleich sie ihm niemals angehört hatte – streng nach den Regeln des Konvents von Fichermont gelebt. Zumindest hatte das für ihr Privatleben gegolten. Soweit ein solches Privatleben überhaupt existierte.

Im engeren Sinn existierte es nicht.

Im weiteren Sinn existierte es auch nicht.

Aber im allerweitesten Sinn des Wortes Privatleben gab es natürlich eine Zeit außerhalb ihrer Arbeitszeit. Und das war eben ihr Privatleben.

Zeitlich gesehen war das nicht mehr und nicht weniger als bei anderen Frauen. Inhaltlich freilich war es weniger. Nein, weniger als weniger.

Kein Verlobter.

Kein Freund.

Überhaupt kein Mann, der gezählt hätte.

Also war es leer.

Gabi Schenke hatte allein im vorangegangenen Jahr dreiundachtzigmal behauptet, dass das nicht wichtig war. Sie wusste es so genau, weil sie darüber Buch führte. Das war nötig, denn der Umgang mit Zahlen war nie ihre Stärke gewesen. Sie musste aber die genauen Zahlen kennen, weil sie sich selbst je einen Rosenkranz als Buße für jede dieser Lügen auferlegt hatte. Denn es waren dreiste Lügen.

Dass es keinen einzigen Mann gab, an den sie in den stillen Stunden ihrer nächtlichen Einsamkeit wenigstens liebevoll denken konnte, war natürlich wichtig. Sehr, sehr wichtig. Und wirklich schlimm.

*

Leise seufzte sie, als sie die leichte Bettdecke mit den Beinen zur Seite schob. Es war nicht zu verhindern, dass ihr spitzenbesetztes Nachthemd nach oben rutschte, während sie sich sachte zur Bettkante schob und ihre schönen Schenkel anmutig aneinandergelegt aus dem Bett schwang. Sie nahm noch etwas Schwung mit dem Oberkörper, dann ließ sie das kuschelige Bett schweren Herzens hinter sich.

Verdrossen maulte sie in sich hinein, während ihre nackten Fußsohlen behutsam Richtung Küche tapsten. Die Kühle der Bodenfliesen dort verursachte ihr wie jeden Tag eine leichte Gänsehaut auf Armen und Beinen, ließ sie aber auch schlagartig munter werden. So war sie gerade ausreichend wach und aufmerksam, als ihre schmalen Füße geschickt den Schemel quer durch die Küche schoben. Dorthin, wo sie ihn brauchte.

Sie platzierte das Ding vor dem Kühlschrank und bestieg es vorsichtig. Die Beine schließend richtete sie sich auf Zehenspitzen auf und beugte sich über den oberen Rand des nicht ganz mannshohen Kühlschranks nach

vorne. Ihre Brüste drängten gegen dessen weich gerundete Kante, doch das kümmerte sie nicht. Sie konzentrierte sich auf das, was sie nun zu tun hatte.

Kurz nur fuhr ihre Zunge über ihre trockenen Lippen, dann öffnete sie erwartungsvoll den Mund. Sie fixierte ihr Ziel, verspürte ein leichtes Herzklopfen und atmete ruhig durch. Dann stieß ihr Köpfchen entschlossen nach vorne. Ihr Mund schnappte zu, doch leider vergebens.

Enttäuscht, aber gefasst sah sie dem kleinen roten Gummiball zu, der auf der langen Spiralfeder ungerührt hin und her pendelte, als wolle er sich über ihre erfolglose Attacke lustig machen.

Doch so leicht gab sich eine Gabi Schenke nicht geschlagen. Vor dem zweiten Versuch tippte sie das widerspenstige rote Gebilde mit ihrer hübschen kleinen Nase raffiniert an, reckte sich noch ein wenig entschlossener auf die Zehenspitzen und pickte noch ein wenig energischer nach vorne – und schon konnte sie das Bällchen erhaschen, als es so gerade noch in Reichweite ihrer Lippen auf ihr Gesicht zupendelte.

Langsam richtete sie sich auf und stieg vorsichtig von dem Schemelchen. Während sie das Gebilde sachte bis zur Kante des Kühlschranks zog, schoss ihr nicht zum ersten Mal ein irritierender Gedanke durch den Kopf: So ähnlich musste sich ein Fisch an der Angel fühlen, der soeben den Köder geschluckt hatte. Nur gut, dass sie den Köder selbst ausgelegt hatte.

Schon im Jahr davor hatte sie dafür ein Katzenspielzeug zweckentfremdet, das aus einem hölzernen Sockel, einer kräftigen, daraus aufragenden Spiralfeder und einem Plüschball bestanden hatte. Der Plüschball war für die Spiele vierbeiniger Katzen gut geeignet, für die Spiele der Gabi Schenke hingegen nicht. Vor allem deshalb, weil sie ihn täglich aufs Neue in den Mund nehmen musste. Deshalb hatte sie über den Plüschball einen aufgeschnittenen roten Gummiball gestülpt und ihn kunstvoll wieder verklebt.

Eine raffinierte Lösung, die sich ausgezeichnet bewährt hatte!

Allerdings war der Gummiball doch arg groß geraten, was sie zwang, bei jedem Fangversuch ihren süßen Mund sehr willig und sehr weit aufzusperren. Das war weniger angenehm. Dennoch war es besser als die Alternative.

Der Sockel plumpste schließlich nach unten, sobald sie sich weit genug rückwärts bewegt hatte, und schwang an der langen Feder gegen ihren Bauch. Doch ihre Zähne ließen nicht locker und hielten den Gummiball sicher umschlossen. Behutsam apportierte sie die kostbare Beute zum Küchentisch und legte sie dort ab, wobei schon ein wenig Speichel über ihre weit auseinandergesperrten Lippen zu treten begann. Sie drehte sich um, ging anmutig ein wenig in die Knie und tastete mit ihren gefesselten Händen geduldig nach dem Schlüsselchen, das an einem ringförmigen Magneten am Fuß der Spiralfeder haftete. In weniger als einer Minute hatte sie sich von den Handschellen befreit.

Welch eine Wohltat!

Seufzend reckte und streckte sie sich, schüttelte kurz die Hände und atmete erst einmal kräftig durch. Anschließend massierte sie ausdauernd ihre Handgelenke, versuchte mit kreisenden Bewegungen, die Schultern ein wenig zu entspannen. Erst dann schlüpfte sie behende aus ihrem Nachthemd und war jetzt vollkommen nackt.

Ihre Hände fassten sich in ihrem Rücken und sorgten für die richtige Körperspannung, während sie unter leisem Stöhnen die Schultern weit nach hinten zog, so dass ihre herrlichen Brüste grandios nach vorne ragten.

In ihrem Schoß prangte verheißungsvoll ein verlockend tiefschwarzes Dreieck, das noch keines Mannes Auge geschaut hatte.

Sie war bereit für den Tag.

*

Dass das Ritual mit dem Schlüssel so umständlich und lästig ausfiel, war gerade der Trick daran. Denn in den langen, einsamen Nächten, wenn die Lust in ihr aufstieg, der heiße Wunsch, nicht mehr allein zu sein, war es ihr einziger Schutz. Viel zu lange schon kam die Sehnsucht fast jede Nacht. Und sie fand es sooooo verlockend, es sich wenigstens ab und an schön zu machen, wenn sie ihre Nächte schon unbedingt allein verbringen musste.

Aber natürlich wusste sie, dass sie das nicht durfte.

Das mit den Fesseln hatte sich über eine lange Zeit hinweg entwickelt. Sie nutzte sie jetzt gezielt, um nicht immer wieder beichten zu müssen, dass sie sich selbst befleckt hatte. Es war ihr unsagbar peinlich, vor fremden Ohren über das Intimste zu sprechen, das es über eine Frau zu wissen gab. Auch wenn es nur die Ohren eines altgedienten Beichtstuhls waren.

Der Zwiespalt riss sie innerlich mehr und mehr entzwei: Auf der einen Seite dumpfe Gebote aus dunkler Vorzeit, die ihr jede Freude an Sex untersagten; auf der anderen das heiße Verlangen ihres lebenshungrigen Leibes, das ihr in mancher schwachen Stunde völlig natürlich vorkommen wollte.

Es waren ihre Zweifel, die sie mürbe machten. Dass sie nicht mehr von Herzen überzeugt war, das Richtige zu tun. Eine strenge innere Stimme sagte ihr zwar stets, dass sie keusch bleiben musste. Eine andere innere Stimme aber, eine sehr verlockende und zuckersüße, sagte ihr, dass sie das schon viel zu lange getan hatte. Und dass sie sich das Beste entgehen ließ.

Immer mehr war sie geneigt, der Gerechtigkeit halber auch einmal dieser zweiten Stimme Gehör zu schenken. Gewiss, sie musste ihren entblößten Leib nicht jeden Tag bebend gegen den eines attraktiven Mannes pressen. Das hatte sie ja nun jahrelang unter Beweis gestellt. Aber wenigstens ein einziges Mal wäre nach der schier endlosen Zeit des Wartens schon ein beachtlicher Fortschritt gewesen.

Solange sie Hoffnung gehabt hatte, war es einfach gewesen. Hoffnung, eines Tages beim Nachhausekommen einen prachtvollen Schimmel an der Parkuhr vor ihrer Haustür festgezurt zu sehen. Sie war jederzeit darauf vorbereitet gewesen, am Tag der Tage spontan jede noch so volle Einkaufstasche von sich zu werfen, den Lift Lift sein zu lassen und in unbändiger Vorfreude bis ins fünfte Stockwerk nach oben zu stürmen. Dorthin, wo ein strahlender Prinz sie mit einem Riesenbukett blutroter Rosen erwarten würde, um um ihre Hand anzuhalten. Zwar würde sie ihn geziemlich zu rechtweisen, weil er sie so lange hatte warten lassen. Doch schließlich würde sie ihm lachend verzeihen, würde ihn halsen und küssen, und ihm übermütig zurufen:

„Ja! Ja! Ja! Natürlich will ich deine Frau werden!“

Und dann würde von einem Tag auf den anderen ganz von selbst alles gut sein. Sie würden in den Palast ziehen, er würde sie zu seiner Königin machen, und der ganze belanglose Rest würde sich finden. Nur der prachtvolle Schimmel würde vermutlich ein wenig traurig sein, weil sie über all dem Herzen und Küssen leider total vergessen haben würden, ihn von der Parkuhr wieder loszumachen.

Aber was war schon perfekt?

Gabis Träume waren es wohl nicht.

Und ihr Umgang mit Männern noch weniger. Je länger sie ihre Enthaltbarkeit durchgehalten hatte, desto mehr war sie sich entzweigerissen vorgekommen. Auf der einen Seite die keusche Jungfer, der Sittenstrenge und versteinerte Moral schon im Kindesalter eingebläut worden waren. Auf der anderen Seite die blutjunge, sinnenfrohe Gabi, die sich danach verzehrte, ihren Liebreiz, ihre Anmut, die Leidenschaft und die Biagsamkeit ihres leibshungrigen jungen Körpers endlich einmal unter dem kraftstrotzenden Leib eines gut gewachsenen Mannes zum Einsatz bringen zu können.

Andere Frauen taten es doch auch.

Konnten das wirklich alles Schlampen sein?

Nun, offenbar wussten sie zumindest nicht, dass die ewige Verdammnis sie erwartete, wenn sie halterlose Tops trugen oder den Rocksäum so weit hoch rutschen ließen, dass bei der ersten unvorsichtigen Bewegung gierige Männeraugen das Weiß ihres Höschens erahnen konnten.

Sie selbst hingegen hatte in dieser Hinsicht eine klare Linie. Eine modische Linie, sozusagen. Allerdings eine sehr spezielle.

Schon früh war „Kleider machen Beute“ zu ihrem Wahlspruch geworden. Wenn sie keine Beute sein wollte – weil sie keine Beute sein durfte –, dann durfte sie folglich keine Kleider tragen. Also waren Kleider und auch Röcke in Gabi Schenkes Garderobe Mangelware, und soweit es sie doch gab, waren sie so schick, so ansprechend und so aufreizend wie eine in die Jahre gekommene Brokatgardine.

Am sichersten waren Hosenanzüge. Hosen an sich waren schon ein gutes Signal um zu zeigen, dass sie nicht weiblich war. Doch damit konnte man sich auch vertun. Jeans zum Beispiel konnten stramme Schenkel machen und den Po lasterhaft betonen. Gerade bei einer Frau mit der Figur einer Gabi Schenke. Das durfte natürlich nicht sein.

Also Hosenanzüge. Die hatten den modischen Schick der mopsigen Endfünfzigerin und wirkten wunderbar halbherzig maskulin. Jeder Mann konnte schon von weitem erkennen, dass hier für ihn nichts zu holen war. Darunter eine robuste Strumpfhose, am besten mit doppelt verstärktem Zwickel. Die war praktisch und ließ keinerlei Raum für Hoffnung, dass da unter gewissen Umständen vielleicht etwas zugänglich gemacht werden könnte.

Speziell in der Freizeit trug Gabi universelle Graue-Maus-Klamotten: schwere Sweater, schlappe Umhänge, Grobstrickpullover und öde gemusterte kanadische Holzfällerhemden aus schwerem Flanell – alles eben, was natürliche Formen zu kaschieren und das Auge eines Ästheten zu beleidigen vermochte. Ihre Farben der Saison waren je nach Jahreszeit gedecktes Blau oder gleich konsequent Schwarz, unappetitliches Braun, Lila oder Oliv und natürlich Grau in allen nicht gar zu fröhlichen Schattierungen.

Dergestalt ausstaffiert konnte sie sich sicher fühlen. Sicher, nicht belästigt zu werden. Die Abschreckung funktionierte so zuverlässig, dass sie nicht einmal dann belästigt wurde, wenn sie sich vielleicht gerade stark genug gefühlt hätte, ausnahmsweise mal einen Hauch von Belästigung zu ertragen.

Lange Zeit hatte sie sogar die schönen blonden Haare unbarmherzig zum Dutt hochgesteckt. Davon allerdings war sie abgekommen, als sie festgestellt hatte, dass der Spliss ihre Haare aufgefressen hatte. Seither trug sie das gut schulterlange Haar offen, leicht gewellt und in einer Frisur, die nach allem aussah, nur nicht nach einer halbwegs ansprechenden Frisur.

Wenngleich das mit den Haaren eines der ersten Zugeständnisse an ihren nachlassenden Behauptungswillen war, so kam sie sich doch oftmals vor wie ein Museumsstück. Wie es aussah, war sie die einzige Frau weit und breit, die wirklich noch niemals Sex gehabt hatte.

An manchen Tagen war sie demzufolge fast sicher, dass sie später im Himmel vollkommen allein sein würde. Die Welt war doch voller Sünder, und offenbar waren sie alle nicht einmal zu wahrer Reue fähig, die allein sie wenigstens vor den Qualen des Höllenfeuers bewahrt hätte.

Wenn sie ehrlich zu sich war – was sie in diesem einen Punkt schon seit Jahren beharrlich zu vermeiden versuchte –, dann musste sie allerdings zugeben, dass sogar sie selbst den fleischlichen Genüssen längst nur noch deshalb entsagte, weil sie Angst hatte, sonst einen schlimmen Fehler zu begehen. Einen, der sie vielleicht die ewige Seligkeit kosten würde.

Für diesen Sonntag hatte sie beschlossen, den Kirchgang ausfallen zu lassen. Da sie ohnehin vorhatte, ins Kloster zu gehen, war es himmelsmäßig wohl okay, dass die Messe dieses eine Mal ohne sie gelesen wurde.

Wenn sie sonst sonntags in die Kirche ging, traf sie dort nur die üblichen Verdächtigen: jede Menge alte Schrullen, die ihre Ration Lebensfreude wohl schon vor Jahren aufgebraucht hatten, einige wenige neutrale Gestalten und ein paar hoffnungslos verbiesterte oder scheinheilig verklärte Männer, mit denen sie lieber erst gar nichts zu tun haben mochte.

Aber sie traf keinen Prinzen. Schade eigentlich.

Zuhause im Rottal war der Kirchgang für Jung und Alt Pflicht. Und der Herr Pfarrer war nicht irgendwer in einem komischen Kostüm, sondern eine Autorität, vor der vom Kirchenvorstand bis zum Herrn Bürgermeister nebst Gattin alle kleinlaut buckelten.

Als Kind hatte sie das als völlig natürlich empfunden, und vielleicht war es das auch. Doch seit sie herangewachsen und in die Stadt gezogen war, hatte sie viele Menschen getroffen, die nichts an einer solchen Ordnung natürlich fanden. Nicht wenige davon hatte sie gemocht. Doch sie hatte nicht gewagt, Umgang mit ihnen zu pflegen, weil sie nicht sicher war, dass nicht Beelzebub in ihnen steckte. Erst in jüngster Zeit hatte sie sich gelegentlich gefragt, ob das in Wirklichkeit nicht eine ziemlich alberne Vorstellung war.

*

Ehe sie das Haus verließ, musste sie noch die Spuren ihrer nächtlichen Fesselung beseitigen. Für alle Fälle. Sie wollte nicht, dass jemand durch einen dummen Zufall auf ihr anrüchiges Geheimnis stieß, etwa wenn ihr unterwegs etwas zugestoßen wäre.

So legte sie die Handschellen zu den anderen Sachen in die wunderschöne alte Truhe, schloss sie sorgfältig und breitete das bestickte Deckchen darüber. Wie immer stellte sie zur Sicherheit die Blumenvase darauf und brachte den Schlüsselhalter mit dem roten Ball zurück auf den Külschrank, wo er seinen festen Platz hatte und nicht sonderlich auffiel.

Während sie dann liebevoll die Zimmerpflanzen goss, spielte sie kurz mit dem Gedanken, ob sie nicht doch noch Nicoletta anrufen sollte. Sonst telefonierten sie sonntags immer, wenn sie nicht ohnehin für den Tag verabredet waren. Doch sie wusste noch immer nicht, wie sie ihr das alles erklären sollte. Vielleicht auch deshalb, weil sie es selbst nicht richtig verstand.

Klar war nur, dass von nun an alles sehr schnell gehen konnte. Als ihr plötzlich Tränen in die Augen stiegen, verwarf sie die Idee mit dem Anruf.

Doch sie war sicher, dass sie Nicoletta unendlich vermissen würde.

Wehmütig warf sie einen letzten Blick zurück in ihr langjähriges Zuhause, dann machte sie sich beklommenen Herzens auf den Weg.

Gabi seufzte. Sie hatte den Kopf gegen die Scheibe des Überlandbusses gelehnt und sah träumend hinaus. In ihrem ganzen Körper fühlte sie das Vibrieren der mächtigen Scheibe und nahm es doch nur unterschwellig wahr. Der Motor gab ein sonores Brummen von sich, nur hin und wieder unterbrochen vom Schalten des Fahrers, der bei jeder Welle der alten Landstraße unter vernehmlichen Quietschen der Sitzfederung in seiner erhöhten Position auf und nieder wippte.

Felder und Wiesen, die der Bus passierte, trugen das erste Grün des Frühlings. Die Natur hatte den strengen Winter über geruht und neue Kräfte getankt. Schon bald würden die ersten Bäume ausschlagen und das Getreide würde in die Höhe schießen wie jedes Jahr. Amsel, Drossel, Fink und Star bauten Nester und sammelten Körner, um so schnell wie möglich eine neue Generation ihrer Art ins Leben zu setzen. Nur eine traurige Buchhändlerin wollte von Vögeln partout nichts wissen. Nur für sie würde in diesem Jahr endgültig alles anders sein.

Es war so lange her, dass sie ihren schicksalhaften Entschluss gefasst hatte. Manchmal konnte sie sich gar nicht mehr erinnern, dass es auch eine Zeit davor gegeben hatte. Und doch: Als sie sich damals entschlossen hatte, war es eher ein Ultimatum an sich selbst gewesen. Ein symbolischer Weckruf, geboren aus schierer Verzweiflung und vornehmlich dazu gedacht, genau das zu verhindern, was nun unausweichlich vor ihr lag.

Ins Kloster zu gehen war nie wirklich ihr Wunsch gewesen. Sondern lediglich die nackte Konsequenz daraus, dass ihr Leben bis dahin so ganz anders verlaufen war, als sie es sich erträumt gehabt hatte.

Dabei hatte sie keine übermäßig hohen Ansprüche gestellt. Selbst ihre Träume von der Zukunft waren nie handfest gewesen. Aber ein netter Mann und ein paar aufgeweckte Kinder waren wohl darin vorgekommen. Auch einige faszinierende Erlebnisse, kleine Abenteuer, die das Herz einer jungen Frau höher schlagen ließen. Vielleicht eine ausgelassene Spritztour im offenen Sportwagen über die Champs-Élysées, bei der der laue Abendwind Fangen mit ihrem schönen, offen getragenen Blondhaar spielte.

Warum war das alles eigentlich ausgeblieben?

Sie seufzte wieder und schluckte bedrückt, weil sie mit jedem Meter, den der Bus fuhr, ihrem ungeliebten Schicksal näher kam. Zum Glück fuhr er im Augenblick wenigstens nicht. Er stand am Straßenrand und brummte misstrauisch vor sich hin. Was denn? Der Bus fuhr nicht?

Herrje!

Beinahe hätte sie über ihren Tagträumen das Aussteigen verpasst. Hastig griff sie ihr Täschchen, presste sich damit den leichten beigefarbenen Som-

mermantel gegen den Leib, um nicht irgendwo an den Sitzen hängen-zubleiben, und sprang entschlossen aus dem Bus. Gerade noch rechtzeitig, ehe sich dessen Türen zischend wieder schlossen.

Ein wenig atemlos stand sie dann im Freien.

Hinter ihr setzte sich der Bus in Bewegung, der Motor dröhnte laut, sein Ton wurde langsam tiefer und immer leiser, bis das Gefährt wenig später in einiger Entfernung hinter der ersten Biegung der Landstraße entschwand. Die wenigen Fahrgäste, die sonst noch ausgestiegen waren, gerieten rasch außer Sicht. Gabi Schenke indes rührte sich nicht von der Stelle, sondern betrachtete regungslos das stattliche und doch seltsam abweisend anmutende Gebäude, das vielleicht schon bald für immer ihre Heimstatt sein würde.

Sie fühlte sich unendlich verloren.

Bekommen, fast ein wenig eingeschüchtert ließ sie ihren Blick weiter empor schweifen an dem mächtigen Klosterbau, dessen Mauern die Jahrhunderte gänzlich unbeschadet überstanden hatten. Recht besehen, erstrahlten sie sogar im Glanz eines frischen sattgelben Anstrichs mit blendend weißen Putzfaschen um Türen und Fenster, und der Komplex drängte sich regelrecht auf als Glanzstück eines Fremdenverkehrsprospekts, gepriesen als touristisches Kleinod der Region.

So knapp bei Kasse, wie einem bei der Kollekte bisweilen glauben gemacht wurde, war ihre Kirche möglicherweise doch nicht.

*

Eine halbe Stunde später schritt sie neben einer Ordensschwester durch den hochgotischen Kreuzgang, der den Hof des Klosters säumte. Gabi Schenke hatte eigens diesen Tag gewählt, weil er als „Tag der offenen Klostertür“ proklamiert war, als zeitgemäßer Tag der Öffnung nach außen, den das Kloster je einmal im Frühjahr, Sommer und Herbst veranstaltete.

Wobei veranstalten schon deutlich zuviel gesagt war.

Denn veranstaltet wurde überhaupt nichts, es bestand nur eben auch für Ordensfremde die Möglichkeit, das Kloster zu besichtigen. Besser gesagt: bestimmte, sehr begrenzte Teile davon.

In ruhigem und gleichförmigem Monolog schilderte Schwester Eulalia das Leben an diesem Ort der Stille:

„Das Kloster ist völlig von der Außenwelt abgeschirmt. Eine Welt in sich. Nach draußen führt nur die Pforte, durch die Sie eingelassen wurden.“

Das Sonnenlicht ergoss sich machtvoll in den Hof innerhalb der hohen Klostermauern und trieb ein munteres Spiel mit den Spitzbögen und den schlanken Säulen, die das Rippengewölbe des Wandelgangs trugen. Kunstvoll gehauene steinerne Rosetten in vielpassigem Maßwerk unterbrachen hie und da das Gemäuer und ließen Licht auch in entlegene Winkel fluten.

Der lange Gang ohne jeden entbehrlichen Pomp strahlte eine Erhabenheit aus, die man in der schnöden Welt draußen vergebens gesucht hätte.

„In der Abgeschlossenheit unseres Konvents preisen wir ohne Unterlass den Herrn, auf dessen Gnade sich jede Kandidatin vorbehaltlos einlassen muss. Nur wenn sie die Prüfung der Postulatszeit ohne Makel übersteht, wird sie anschließend für das Noviziat zugelassen.“

Gabi hätte gerne etwas gefragt, doch schien ihr das ungehörig, solange Schwester Eulalia so in ihrem salbungsvollen Vortrag aufging. Das Antlitz der frommen Schwester erstrahlte beseelt, und ihre Augen schimmerten in entrücktem Glanz, während sie in getragenen Ton fortfuhr:

„Nur den Auserwählten, die auch in der Strengeheit des Noviziats ihre bedingungslose Hingabe an unseren Herrn offenbart haben, wird es gestattet, am Ende ihr feierliches Gelübde abzulegen.“

Die Schwester faltete die Hände bei diesen Worten, und als sie mit verklärtem Blick auch noch den Kopf schräg legte, schwankte ihr Kinn und mit ihm ihr Kopf sekundenlang kaum merklich von einer Seite zur anderen.

„Ich bin gelernte Bibliothekarin“, sagte die schöne Besucherin, sobald sie überzeugt war, dass Schwester Eulalia geendet hatte. „Vielleicht könnte ich später meinen Dienst in der Bibliothek verrichten.“

Missbilligend schüttelte die fromme Schwester den Kopf:

„Das Kloster ist kein Vergnügungsdampfer. Eine Novizin verdingt sich nicht für bestimmte Tätigkeiten. Mit dem Eintritt in den Orden gibt sie sich bedingungslos dafür hin, unserem Herrn ganz und gar verfügbar zu sein.“

Gabi Schenke schieg betroffen. Sie hatte sich nicht gleich blamieren wollen und war ein wenig überrascht von der Strenge, die ihr aus den Worten der sich vorher so sanftmütig gebärdenden Schwester entgegenschlug.

„Und wann muss sich eine Novizin entscheiden?“, fragte sie vorsichtig.

„Überhaupt nicht. Es wird über sie entschieden.“

Das kam erneut brüsk, und Gabi schluckte verlegen.

So ließ sie sinnend ihren Blick in den sonnenüberfluteten Klosterhof streichen, wo gelbe und lilafarbene Stiefmütterchen ein großes, leicht nach oben gewölbtes Kreuz formten, das von einfachen faustgroßen Kieselsteinen eingefasst war. Kristallklares Wasser plätscherte munter aus einem Brunnen an der Stirnseite des Hofes. *Wundervoll*, dachte Gabi Schenke hingerissen, *welch unvergängliches Symbol ewiger Reinheit!*

*

Während sie dahinschritt neben der Schwester, die kaum älter war als sie und doch schon zehn Jahre hinter Klostermauern lebte, fühlte sie sich seltsam entrückt. Fast war es, als hätte ihr Geist den Körper verlassen, schwebte in geziemendem Abstand neben ihr und betrachtete sie interessiert.

Das war nicht gut.

Denn neben Schwester Eulalia empfand sie plötzlich wieder diese Beklommenheit, die ihr schon so oft zu schaffen gemacht hatte. Sie hatte eigens ein besonders konservatives Ensemble für ihren Besuch in den geweihten Hallen gewählt, und bei Gabi Schenke hieß konservativ wirklich sehr, sehr konservativ. Der Saum ihres Rockes reichte mindestens eine Handbreit unter ihre Knie, die flachen Schuhe waren nicht nur ausnehmend bequem und praktisch, sondern auch ausnehmend unansehnlich. Die Bluse war frisch gestärkt und wirkte trotzdem, als wäre sie selbst in einem Third-Hand-Shop für mittellose Großmütter noch zweite Wahl gewesen. Und um auch das letzte bisschen ihrer weiblichen Formen zu kaschieren, hatte Gabi noch eine schmucklose Jacke aus blaugrünem Walkloden übergeworfen, die nicht einmal Bob, dem Baumeister, zur Ehre gereicht hätte.

Sie hatte wirklich alles getan, um in keiner Weise aufreizend zu wirken. Denn natürlich wusste sie, dass sie an dieser geweihten Stätte allem irdischen Putz abhold zu sein hatte. Was sie ja ohnehin anstrebte, nicht nur an diesem Ort, an dem sich sterblich Geborene der Nichtigkeit ihres Daseins und der Verwerflichkeit fleischlicher Gelüste bewusst werden konnten.

So gesehen, war es der richtige Ort für jemanden wie Gabi Schenke. Für eine junge Frau also, die stets entsetzliche Angst hatte, als Flittchen angesehen zu werden. Obgleich diese Gefahr angesichts ihres Lebenswandels etwa so real war wie die Idee, im verschollenen Nachlass Richard Wagners könne ein Band Noten für fetzige Rock'n'Roll-Nummern gefunden werden.

Schwester Eulalia jedenfalls war über jeden unreinen Verdacht erhaben.

Ihr Habit reichte bis zum Boden, das Haar war bis zum Ansatz über der Stirn vom Ordensschleier verhüllt. Nicht einmal die Haarfarbe war zu erkennen. Ihr Gesicht hatte etwas Wächsernes, war unglaublich glatt, doch auf seltsame Weise ohne Leben. Dabei sprach sie eifrig und mit Begeisterung über den Alltag im Kloster, über das Eingebundensein in ein hehres Ganzes, und ihre Augen leuchteten dabei. Doch es war ein eigentümliches Leuchten, das Gabi nicht ganz so machtvoll beseelte, wie sie das in der geheiligten Umgebung erwartet hätte.

Dennoch war Schwester Eulalia fürwahr eine Braut des Herrn, ihre ganze Erscheinung entbehrte auch das geringste Anzeichen von Weiblichkeit. Unter der Ordenstracht war weder eine Hüfte zu erkennen noch eine Taille, weder Beine noch Brüste. Selbst ihre Stimme klang auf eine irritierende Art weichgespült und geschlechtslos, wie die einer maskulinen Frau oder die eines femininen Mannes, und doch zugleich wie keines von beiden.

Gabi hatte erwartet, dass die weihevollen Stille der geheiligten Hallen ihre innere Unruhe besänftigen würde, doch das tat sie nicht. Stattdessen wurde sie von Minute zu Minute unsicherer. Sie fühlte sich sündig, verdorben, unfromm, meinte, der Aufnahme ins Kloster gar nicht würdig zu sein.

Bis sie an einer Ecke des Kreuzgangs auf einen Mann trafen, dessen Gewand ihn als Diener des Herrn auswies. Schwester Eulalia entbot ihm den klösterlichen Tagesgruß und stellte ihn mit schlichter Förmlichkeit vor:

„Dies ist Pater Johannes, unser Beichtvater. Er vertritt zur Zeit Pater Laurentius, den der Herr mit einer schweren Krankheit zu prüfen beliebt.“

Gabi Schenke senkte erschreckt den Blick.

Freilich nicht wegen der schweren, eventuell ansteckenden Krankheit.

Sondern sie fühlte unvermittelt das Pochen ihres heißen Herzens, und sie musste sich keinen Moment lang fragen, warum. Der Pater hatte rostblondes, leicht vom Winde verwehtes Haar mit ein paar aufmüpfigen Haarschnecken darin, und er war garantiert noch nicht einmal dreißig Jahre alt. Gabi Schenke kannte das Mindestalter für die Priesterweihe nicht, doch sie wäre nicht überrascht gewesen, hätte der Pater eine Sondergenehmigung dafür benötigt. Er wirkte auffallend verhalten und schien Mühe zu haben, dem hübschen Gast des Konvents in die Augen zu sehen.

Als sie flüchtig seine Hand berührte und wahrnehmen konnte, dass diese schmale, feingliedrige Hand fast unmerklich zitterte, schoss Gabi das Blut in den Kopf. Sie stammelte eine Begrüßung und registrierte verblüfft, dass dem Pater beim Versuch einer Erwiderung sogar die Stimme versagte.

Ungläubig nahm sie wahr, dass ihre Brustwarzen sich völlig unangemessen aufrichteten. Sie senkte erneut den Blick, versuchte angestrengt, ihre Verwirrung zu überspielen, und war schließlich froh, dass Schwester Eulalia den Pater ohne weiteren Wortwechsel seiner weihevollen Wege gehen ließ.

Erst als der junge Pater außer Hörweite war, fragte sie mitfühlend:

„Welche schwere Krankheit hat denn Pater Laurentius?“

Der Habit neben ihr ging stocksteif weiter, wandte den Kopf keinen Millimeter und sah starr geradeaus. Schon glaubte Gabi, die fromme Schwester hätte ihre Frage überhört. Doch dann zog diese einen Mundwinkel nach unten und zischte zwischen zusammengepressten Zähnen hervor:

„Er säuft.“

Gabi Schenke schwieg betroffen. Die Antwort war ihr zu weltlich. Ganz entschieden zu weltlich.

Schwester Eulalias halbgefrorenes Lächeln jedoch war noch immer der Inbegriff vollendeten Gleichmuts.

*

„Wann werde ich denn die Domina sehen?“, fragte Gabi Schenke nach einer Weile bedrückenden Schweigens zaghaft.

„Überhaupt nicht.“

„Führen Sie mich denn nicht zu ihr?“

„Nein, ich bringe Sie in Ihre Zelle.“

„Aber ich wollte ...“

„Was Sie wollen, ist hier nicht wichtig. Im Reich unseres Herrn haben Sie sich unterzuordnen.“

„Ich möchte doch nur ...“

„Die Regeln in diesem Haus sind streng, und ihre Einhaltung wird unerbitlich durchgesetzt. Besser, Sie unterwerfen sich ihnen freiwillig.“

Sie waren in einem Seitengang angekommen, der vom Boden bis zur Spitzbogendecke schneeweiß gekalkt war. Nur die Strebebögen waren farblich abgesetzt, ließen die ursprüngliche Beschaffenheit des verwendeten Steins erkennen. Zu einer Seite öffneten einzelne schmale, hohe Fenster den Blick nach draußen, zur anderen reihte sich etwa ein Dutzend niedrige Türen aus nur grob bearbeitetem, massivem Holz aneinander.

„Das ist der Trakt der Kandidatinnen“, erläuterte die Schwester knapp. „Hinter jeder dieser Türen befindet sich eine Zelle.“

Gabi schluckte. Sie fühlte sich seltsam berührt. Warum eigentlich?

„Diese hier hat schon auf Sie gewartet“, erklärte Schwester Eulalia.

Gabi sah sie groß an. Sie wollte antworten, doch ihr Inneres kämpfte gerade mit so widerstrebenden Gefühlen, dass sie nur den Wunsch hatte, sich momentan mit nichts und niemandem auseinandersetzen zu müssen. So war es ihr gar nicht unrecht, als Schwester Eulalia sie mit einer nachdrücklichen Geste ihrer offenen Hand aufforderte, den kleinen Raum zu betreten.

Die Einrichtung der Zelle kärglich zu nennen, hätte einen Möbelverkäufer wegen unlauterer Beschönigung vor den Kadi gebracht. Schon beim Eintreten musste die schöne Buchhändlerin demütig ihr Haupt beugen, um sich wenigstens nicht den Kopf am Querbalken des Türrahmens zu stoßen. Was sie dahinter erwartete, war kaum mehr als der Kalk an den Wänden.

In dem winzigen Raum gab es eine schmale Pritsche mit grobem Stoffbezug, ein hölzernes Tischchen und in einer der beiden hinteren Ecken einen minimalistischen Betstuhl. Dazu an den Wänden ein winziges Waschbecken, zwei Regalbretter sowie je einen Haken für Kleidung und einen für das Handtuch, das bereits neben dem Waschbecken bereithing.

„Ich lasse Sie jetzt allein“, sagte Schwester Eulalia auf Gabis fragenden Blick hin. „Legen Sie ab, und sehen Sie sich um! Wenn Sie innere Einkehr halten wollen, um Ihre Sünden zu bereuen, so wäre dies die Stunde dafür.“

Damit wandte sie sich um und ging hinaus. Kaum hatte sich die Tür geschlossen, war von draußen das Vorschieben eines Riegels zu vernehmen. Die schöne Buchhändlerin fühlte einen Schauer über ihren Rücken laufen.

War sie tatsächlich eingesperrt?

Das konnte doch nicht sein.

Sie wollte kein Aufsehen erregen und wartete eine Weile unschlüssig ab. Dann erst versuchte sie halbherzig, die Tür zu öffnen. Und musste feststellen, dass es da zumindest für sie nichts zu öffnen gab.

Das hatte sie nicht erwartet.

Zu ihrer Verblüffung löste das Eingesperrtsein heftige Empfindungen in ihr aus. Es war keine Platzangst, eigentlich gar keine Angst, eher eine sonderbare Erregung, verbunden mit einer frivolen Neugier auf das Ungewisse.

Sie wusste nicht recht, was sie davon halten sollte, und widmete sich zunächst lieber der Inspektion des Raumes, in dem eine beklemmende Stille lag. Allerdings klang es jetzt wie Hohn in ihren Ohren, als sie an Schwester Eulalias Aufforderung dachte, sich umzusehen. Einmal umsehen in dem ganzen Raum beanspruchte in etwa die Zeitspanne eines Wimpernschlags, und so ließ sie sich schon bald etwas ratlos auf die schmale Pritsche nieder.

Da es nicht viel gab, was sie hätte ablenken können, kam ihr die Aufforderung abzulegen wieder in den Sinn. Ohne dass sie groß darüber nachgedacht hätte, spürte sie in sich einen seltsamen Drang, ihr Folge zu leisten. Gedankenverloren verharnte sie eine Weile, dann begann sie wie von selbst, im Sitzen die Lodenjacke abzustreifen, die sie über der Bluse trug.

Der Erfolg war eher fragwürdig.

Schon das Entkleiden war nicht eben geeignet, sie zur Ruhe kommen zu lassen. Noch schlimmer wurde es aber, als sie am Ende auch noch die Arme nach hinten nehmen musste, um die Ärmel herunterzuziehen. Sie tat das sehr bedächtig, und dabei nahm sie schließlich eine Haltung ein, in der sie ungewollt ihre Brüste ausnehmend prominent nach vorne reckte.

Beim Entkleiden hatte sie sich zuvor wohl tausendmal auf diese Weise in Positur geworfen, aber nie war es ihr auch nur aufgefallen.

Jetzt aber schien es ihr angesichts der andachtsvollen Stille der geweihten Räume ein unerhörter, respektloser Affront. Ihr fraulicher Busen war eben ein Hingucker, gerade wenn die Spitzen vor leichtem Frösteln steif waren und er in einer solchen Pose zur Schau gestellt wurde. Schwester Eulalias Front war platt gewesen, das hatte sie bereits bei der Begrüßung bemerkt.

Schon da hätte sie die fromme Schwester gerne gefragt, ob sie als Nonne wirklich jenen einebnenden Brustpanzer tragen musste, von dem sie gelesen hatte. Zweimal hatte sie angesetzt. Doch beide Male hatte sie sich auf die Zunge gebissen, weil sie nicht den Eindruck erwecken wollte, dass das für sie irgendeine Bedeutung hatte. Außerdem hatte sie feststellen müssen, dass schon der Gedanke an die ungebührlich intime Frage sie erregte.

Je mehr sie jetzt noch darüber nachdachte, desto unruhiger wurde sie. Gedankenverloren strich sie beiderseits mit spitzen Fingern über ihre Brüste, gerade so, als wollte sie sie nur glattstreichen. Sogleich musste sie feststellen, dass das keine gute Idee gewesen war.

Denn ihre sensiblen Brüste reagierten sofort. Sie sandten wieder dieses alarmierende Prickeln aus, das der unschuldigen Buchhändlerin nicht zum ersten Mal enorm zu schaffen machte. Dabei hatte sie diesmal eigens ihre Fingerkuppen von den Vorhöfen ferngehalten.

Freilich musste es tief in ihrem Inneren eine Direktverbindung zwischen den Brüsten und jener delikaten Region geben, in der sich ihre herrlichen Schenkel vereinigten. Denn ohne dass es auch nur den Hauch einer Berührung gegeben hätte, fühlte sie da unten plötzlich ein Kribbeln, das der frommen Stätte ganz und gar unangemessen war. Sie versuchte, dagegen anzugehen, doch es wurde bloß noch schlimmer.

Abrupt erhob sie sich schließlich und wandte sich zur Tür, wobei sie sich schon im Aufstehen beinahe ihr Haupt an der niedrigen Decke gestoßen hätte. Verzagt drückte sie nochmals gegen die Tür, wohl wissend, dass das aussichtslos war. Noch einmal und noch einmal versuchte sie, die Türe zu bewegen, musste aber bald einsehen, dass sie tatsächlich eingesperrt war. Plötzlich hörte sie sich keuchen, und das nächste, was sie wahrnahm, war ein heftiges Pochen ihres Herzens, während jedes verfügbare bisschen Blut fühlbar heiß und pulsierend in den unteren Bereich ihres Beckens schoss.

Verzweiflung bemächtigte sich der hilflosen Buchhändlerin.

Sie mochte nicht glauben, dass sie selbst an dieser geweihten Stätte nicht vor den Anfechtungen des Versuchers gefeit war. Wie ein gefangenes Tier tigerte sie von der Tür zur Pritsche, von der Pritsche zur Tür, zur Pritsche, zur Tür – es waren ja kaum drei Schritte. Verzweifelt sah sie auf zu dem kleinen Fenster knapp unter der Decke, durch welches nur wenig Tageslicht fiel. Just dort hatte die gewölbte Decke ihren höchsten Punkt, so dass sie selbst auf Zehenspitzen nicht nach draußen sehen konnte.

Das Gefühl, eine Gefangene zu sein, bemächtigte sich ihrer immer stärker. Die schweren Türbeschläge würden jeder Attacke standhalten. Und es gab niemanden, den sie zu Hilfe rufen konnte. Ob sie wollte oder nicht: Sie musste bleiben, wo sie war. Sie war mit Haut und Haaren ausgeliefert.

Zwar konnte sie sich nicht vorstellen, dass ihr an einem Ort wie diesem Harm widerfahren würde, jedoch bewegte sie das Wissen um ihre Hilflosigkeit auf eine ausgesprochen frivole Weise. Hätte es ihr einfach nur Angst gemacht, so wäre es nicht weiter schlimm gewesen. Doch Angst war eben nicht ganz das, was Gabi Schenke empfand.

Konnte es wirklich sein, dass es sie – feucht machte?

Nur gut, dass sie sich an einem frommen Ort befand, an dem Tugend und Ehrbarkeit einer wehrlosen Besucherin sicher waren!

Gerade, als sie das dachte, hörte sie draußen ein seltsames Geräusch.

Hatte etwa ein Unhold den Tag der offenen Klostertür missbraucht, um sich Zugang zu verschaffen? Es gab so viele Verrückte in der Welt, und die meisten waren entweder Politiker oder hatten es auf wehrlose Frauenleiber abgesehen, mit denen sie anstellen konnten, was ihnen gefiel. Oder beides.

Gabi erbebt, als ihr die Gefahr bewusst wurde. Was sollte sie tun, wenn da wirklich ein Mann mit schändlichen Absichten war? Sie konnte weder fliehen, noch sich bemerkbar machen. Sie konnte nur hilflos warten.